

DAS GLÜCK DER VERLORENEN

WOLFGANG BÜHNE (HRSG.)



DAS GLÜCK DER VER LORE

WOLFGANG BÜHNE (HRSG.)

NEN



Das Glück der Verlorenen

Wolfgang Bühne

Bekenntnisse

Taschenbuch, 112 Seiten

Artikel-Nr.: 256131

ISBN / EAN: 978-3-86699-131-6

Hans Günter: Sein G3-Sturmgewehr ist schon geladen, um den Arzt zu erschießen, durch dessen vermeintlich falsche Behandlung seine junge Frau auf dem Sterbebett liegt. Doch zwei Stunden, bevor er den geplanten Mord ausführen will, durchkreuzt ein nerviger Vertreter seine finsternen Rachepläne.

Tim genießt sein Rollenspiel sowohl als gutbürgerlicher Posaunenchor-Bläser wie auch als abgefahrener Reggae-Kiffer, wird dann esoterischer Bio-Freak und erlebt schließlich eine »biologisch-dynamische Bauchlandung«. Am Ende erkennt er, dass man zu Gott auch ohne jeden »Hokuspokus« eine echte Beziehung haben kann.

Carina hat quälende, traumatische...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](http://clv.de)



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 2010
2. Auflage 2010
3. Auflage 2012
4. Auflage 2017

© 2010 by CLV • Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 • 33649 Bielefeld
www.clv.de

Satz und Umschlaggestaltung:
Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung:
CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Artikel-Nr. 256131
ISBN 978-3-86699-131-6



Hans Günter Kortmann

Beinahe Mord ...

4

Tim Treis

Keine Kooperation mehr mit Schnecken ...

34

Carina


Traumatische Erinnerungen

66

Yusuf Mutlu

Alles andere als glücklich

96



Hans Günter Kortmann

Beinahe Mord ...

Das mit einigen Patronen gefüllte Magazin des Sturmgewehrs legte ich auf den Wohnzimmertisch – wohl wissend um die Provokation. Eine Schale mit Süßigkeiten und Salzstangen stellte ich dazu, sowie zwei Gläser und einige Getränke.

An diesem Abend erwartete ich Besuch von einem Mann, den ich vor einigen Wochen als Versicherungsvertreter kennengelernt hatte. Dabei hatte sich ein Gespräch entwickelt, das in meinem Leben einiges durcheinanderwirbelte. Wovon er aber nichts ahnen konnte ...

Bei diesem Treffen wollte ich ihm aus meinem Leben und auch von meinen Problemen erzählen. Und ich wollte ihn einweihen in die entscheidende Rolle, die er selbst in diesem Drama gespielt hatte, ohne es zu wissen. Eine leichte Unsicherheit beschlich mich, ob es richtig war, das Magazin mit der Munition so offen auf dem Tisch liegen zu lassen – aber da klingelte es schon. Mit schnellen Schritten und klopfendem Herzen ging ich zur Tür und öffnete sie.

Mein Besuch war da.

»Hallo Jürgen, schön, dass du gekommen bist!«

Die Begrüßung war sehr herzlich, denn in den vergangenen Wochen waren wir uns nähergekommen. Im Wohnzimmer angekommen, nahm er in einem Sessel Platz. Bald entstand eine angeregte Unterhaltung.

»Kommst du klar? Hast du Hilfe für deine beiden Kinder?«
Noch ehe ich auf seine Frage eingehen konnte, entdeckte



er das Magazin und stand auf, um es vom Tisch zu nehmen. Er las die eingravierte Aufschrift »Heckler & Koch«, sah ziemlich irritiert auf und sagte: »Das ist das Magazin von einem Sturmgewehr – die Munition sieht echt aus!«

»Richtig«, bestätigte ich. »Es stammt von einem G3-Gewehr der Bundeswehr!«

»Du machst mir Angst, mach keine Dummheiten! Wie kommst du überhaupt in den Besitz dieser Sachen? Allein mit dem Besitz machst du dich strafbar!«

»Ja, Jürgen, ich weiß. In dem Zusammenhang möchte ich dir sagen, dass ich nicht mehr im Besitz dieser Waffe bin, und will dir erzählen, wie es dazu gekommen ist.«

Folgenschweres Andenken

Bremen war die Stadt, in der ich im September 1958 geboren wurde. In dieser Zeit bauten meine Eltern dort ein Wohn- und Geschäftshaus. Nach der Fertigstellung eröffneten sie ein Geschäft mit Tapeten und Bodenbelägen. Da meine Eltern keine weiteren Kinder bekamen, blieb ich ein Einzelkind. Ich erlebte eine recht glückliche Kindheit, meine Eltern waren finanziell unabhängig und so konnten wir uns im bescheidenen Umfang einiges leisten. Ein Wohnwagen wurde gekauft und regelmäßige Urlaubsfahrten in den Sommerferien unternommen. So waren wir als Familie recht zufrieden.

Wie es meistens so ist, wenn zusätzlich auch noch eine Großmutter mit unter einem Dach wohnt, entwickeln die Kinder ziemlich bald eine Strategie, die Autorität der Eltern mithilfe der Großeltern auszuhebeln. Diesen Erfolg konnte auch ich bis fast ins Erwachsenenalter verbuchen und daher wuchs ich als ein leicht verwöhntes Einzelkind auf.

Nach Abschluss der Schule begann ich in Bremen eine Berufsausbildung als Raumausstatter und 1978 konnte ich

dann im elterlichen Betrieb meine Arbeit antreten. Doch bereits kurze Zeit später kam die Einberufung zur Bundeswehr. In der schönen Lüneburger Heide musste ich 15 Monate lang meinen Wehrdienst in einer Panzerbrigade absolvieren.

Eine Woche während dieser Zeit hatte für mein späteres Leben entscheidende Folgen: Die gesamte Brigade verbrachte eine Woche auf dem Übungsplatz wegen diverser Schießübungen. Im Pistolen-Schießen hatte ich absolut keinen Erfolg, aber ich hatte mir fest vorgenommen, beim Schießen mit dem G3-Sturmgewehr auf bewegliche Ziele diese Blamage wiedergutzumachen, zumal ich in der Vergangenheit oft bewiesen hatte, dass ich mit dieser Waffe einer der treffsichersten Schützen unserer Kompanie war.

Jeder Schütze hatte ein Magazin mit 20 Schuss zur Verfügung. Es kam darauf an, aus einem Abstand von etwa 50 bis 100 Metern möglichst viele Figuren, die sich von links nach rechts oder umgekehrt in verschiedenen Geschwindigkeiten bewegten, zu treffen. Es gelang mir an diesem Tag tatsächlich, das beste Tagesergebnis auf der Schießbahn zu erzielen, und so bekam ich dafür als Anerkennung drei Tage Sonderurlaub.

Ein Teil der Kameraden konnte an diesem Tag nicht an der Übung teilnehmen, weil sie noch andere Übungstermine wahrnehmen mussten. Die Folge war, dass die Munition, die für sie eingeplant war, übrig blieb. Weil der Kompaniechef sich nicht eingestehen wollte, dass er das alles schlecht geplant hatte, befahl er, dass die entsprechenden Schießbücher gefälscht und die übrige Munition einfach verballert wurde, damit bei einer Rückgabe keine dummen Fragen gestellt werden konnten.

Da ich meine Waffe schon gereinigt hatte, aber beim »Verballern« der Munition helfen sollte, ließ ich meine Patronen



in den Seitentaschen meines Kampfanzugs verschwinden. Diese Patronen hatte ich dann – sozusagen als Andenken an meine Zeit bei der Bundeswehr – mit nach Hause gebracht.

Martina

Nach meiner Entlassung dauerte es nicht lange, bis ich jemand Interessantes kennenlernte – eine nette junge Frau namens Martina. Mit der Zeit verliebte ich mich in sie und wir heirateten im Jahr 1983. Nach einiger Zeit wurde Martina schwanger und neun Monate später waren wir dankbare Eltern von Zwillingen und freuten uns sehr über unsere beiden Töchter.

Doch schon etwa zwei Monate nach der Geburt der beiden Mädchen zeichnete sich eine beunruhigende Entwicklung ab: Martina nahm enorm an Gewicht zu. Sie meinte schließlich voller Verzweiflung:

»Was soll ich nur machen? Ich nehme fast jede Woche drei Kilo zu, ohne viel zu essen. Das kann es doch wohl nicht sein. Wenn das so weitergeht, passe ich in zwei Monaten nicht mehr durch die Tür!«

Mein wohlmeinender Rat war: »Geh doch mal ins Fitness-Studio, das wird dir bestimmt helfen.«

Woche für Woche ging sie daraufhin ins Fitness-Studio, allerdings ohne Erfolg. Damals meinte sie, dass selbst die Sachen aus der Schwangerschaft ihr inzwischen nicht mehr passen würden.

In der folgenden Zeit ging sie zu verschiedenen Ärzten, die aber alle keine eindeutige Diagnose treffen konnten. Nach einigen Monaten meinte unser Hausarzt: »Vielleicht ist Ihr Problem vom Kopf gesteuert, nach einer Schwangerschaft ist so etwas möglich. Schließlich haben Sie ja auch Zwillinge bekommen!«

Martina hatte Mühe, ihre Fassung nicht ganz zu verlieren, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und rief: »Nun reicht es mir allmählich. Sie sind Arzt, unternehmen Sie endlich etwas; schicken Sie mich zu einem Radiologen oder sonst wohin!«

Darauf meinte der Arzt nachdenklich: »Das mit dem Radiologen wäre tatsächlich eine Möglichkeit. In Bremen ist ein guter Spezialist, bei dem könnte man eine Untersuchung machen lassen.«

In der folgenden Woche suchte Martina den Spezialisten auf, der ihr am Ende der Behandlung dringend riet:

»Fahren Sie sofort nach Hause und machen Sie sich für einen längeren Krankenhaus-Aufenthalt bereit. Ich benachrichtige Ihren Hausarzt, dass er die Einweisung ins Krankenhaus LDW (»Links der Weser«) fertig macht. Ich kann nur so viel sagen, dass Ihr Zustand sehr ernst ist, aber dort im Krankenhaus wird man Ihnen sicher helfen können!«

Dunkle Wolken

Als ich mittags nach Hause kam, stellte ich mit Schrecken fest, dass Martina ihre Taschen schon gepackt hatte. Ich sah ihr an, dass da etwas Schlimmes auf uns zukommen würde, denn in ihrem Gesicht war eine tiefe Besorgnis zu erkennen. Sie schilderte mir, was der Radiologe ihr gesagt hatte.

Das traf mich natürlich zutiefst, denn damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Ich hatte mir vorgestellt, dass der Arzt nach der Diagnose einige Tabletten verschreiben würde und bald alles wieder seinen gewohnten Gang ginge.

Wenige Sekunden später klingelte das Telefon und die Hausarztpraxis meldete sich, um mitzuteilen, dass die Überweisungspapiere bereitlägen. Es wurde mir gesagt, ich solle die Papiere für die Klinik persönlich abholen und einen Ge-



sprächstermin mit dem Arzt abstimmen. Er müsse sich dringend mit mir unterhalten.

Mein Herz begann heftig zu klopfen, ich wurde sehr unruhig und spürte, dass dunkle Wolken über uns allen aufzogen, die unser ganzes Leben einhüllen würden.

Nachdem ich Martina ins Krankenhaus gefahren hatte und die Aufnahmeformalitäten abgeschlossen waren, wurde sie in die Chirurgische Abteilung aufgenommen.

Auf dem Heimweg versuchte ich meine Unruhe zu verdrängen, aber der Gesprächstermin beim Hausarzt lag mir schwer im Magen. Zwei Stunden später saß ich bei ihm im Behandlungsraum. Die letzten Patienten und die Arzthelferinnen hatten die Praxis schon verlassen, es war 19:30 Uhr.

»So«, meinte er, »jetzt können wir uns in Ruhe über Ihre Frau unterhalten.« Er öffnete eine Schranktür und holte zwei Cognac-Gläser und eine Flasche Cognac heraus.

»Möchten Sie auch ein Glas?«

»Nein danke, ich möchte nichts.«

»Sie werden nachher einen gebrauchen können«, meinte er und schenkte mir trotzdem ein Glas ein.

»Ich kenne Ihre Frau von Kindheit an, auch Ihre Schwiegereltern. Das, was ich Ihnen sagen muss, fällt mir wirklich schwer: Ihre Frau ist krank, sehr schwer krank! Ich kann Ihnen nur den dringenden Rat geben, von einer medizinischen Behandlung Abstand zu nehmen. Sie hat Krebs im fortgeschrittenen Stadium, die Lebenserwartung beträgt nur noch ein bis zwei Wochen. Der Professor in der Chirurgischen Abteilung ist der gleichen Ansicht.«

Ich fühlte mich wie vor den Kopf gestoßen und in mir stiegen Wut und Verzweiflung auf. Wut, weil dieser Mann meiner Meinung nach vor einigen Wochen die Krankheit von Martina nicht recht ernst genommen hatte. Verzweiflung, weil wir uns kampflös diesem Schicksal ergeben sollten.

Ich stand in Gefahr, die Kontrolle über meine Sinne zu verlieren, und mit fast zugeschnürter Kehle stammelte ich:

»Das kann doch nicht sein. Vor einigen Tagen haben Sie doch etwas ganz anderes gesagt – es sei ein psychisches Problem. Ich kann es nicht fassen!«

»Es ist ein sehr schwerer Fall. Glauben Sie mir, zumal Ihre Frau noch jung und Mutter von Zwillingen ist. Jeder Mediziner wird bemüht sein, Ihrer Frau zu helfen und das Blatt zu wenden. Aber das ist vollkommen ausgeschlossen. Operativ ist hier nichts mehr zu machen und Chemotherapie und Bestrahlung wird auch nicht helfen. Machen Sie sich mit dem Gedanken vertraut, dass es nur noch Sinn macht, schmerzstillende Maßnahmen zu ergreifen, um bis zum Schluss einen einigermaßen guten Lebensstandard zu erhalten.«

»Niemals!«, erwiderte ich, »niemals werde ich mich damit abfinden. Ich werde morgen mit dem Professor in der Chirurgie sprechen und wir werden alle Möglichkeiten ausschöpfen und nichts unversucht lassen, damit Martina wieder gesund wird. Ich hoffe auf ein Wunder.«

Der Arzt verabschiedete mich mit der Zusicherung, dass er zu jeder Zeit für mich da sei, wenn Hilfe und Rat gebraucht würden.

Mit viel Mühe gelang es uns, eine Behandlungsmöglichkeit in der Abteilung von Professor Pichelmayr an der Medizinischen Hochschule in Hannover zu bekommen. Dieser Arzt war der erste Mediziner in Deutschland, der eine Lebertransplantation durchgeführt hatte. Er nahm sich ganz persönlich unserer Sache an, forderte Kollegen aus ganz Deutschland an und machte uns Hoffnung auf einen guten Ausgang.

Die folgende Operation dauerte fast acht Stunden. Alle Tumore wurden entfernt, bis auf zwei Metastasen in der Lunge, die operativ nicht erreichbar waren. Die Blutverluste während der Operation waren sehr hoch und weitere Pro-



bleme stellten den Erfolg der Operation immer wieder infrage. Martinas Herz blieb wiederholt stehen und die Ärzte mussten sie oft reanimieren. Aber schließlich stabilisierte sich ihr Zustand, sodass sie auf die Intensivstation verlegt werden konnte.

Nach der geglückten Operation, als Martina wieder sprechen konnte, versuchte sie mir zu erklären, was sie in der Zeit erlebt hatte, als sie während der Operation in diesem kritischen Zustand zwischen Leben und Tod war. Sie sagte, es sei ein schönes Erlebnis gewesen. Leicht und unbeschwert hätte sie sich gefühlt und ihren Körper auf dem Tisch liegen sehen, von den Ärzten umgeben. Eine Stimme habe aber dann zu ihr gesagt: »Geh schnell zurück, beeile dich, deine Zeit ist noch nicht da!«

Während ich meinte, es sei sicher nur ein Traum gewesen, hielt sie ihre Erfahrung für real. Auch ein Arzt, der schon oft mit Patienten gesprochen hatte, die ähnliche Situationen erlebten, meinte zu mir, dass es Grenzbereiche gebe, die man wissenschaftlich nicht beweisen, aber auch nicht widerlegen könne. Er würde das schon für möglich halten.

Hoffnung

Für mich war das ein neuer Gedanke und ich begann mir in der folgenden Zeit Bücher zu diesen Themen auszuleihen. Das schaffte mir in den sorgenvollen und schlaflosen Nächten etwas Ablenkung.

Durch das Lesen der Bücher von Elisabeth Kübler-Ross und weiteren Büchern von esoterischen Autoren wurde mir klar, dass unsere materielle Welt von einer weiteren Dimension umgeben oder durchdrungen sein muss, die nicht mit Händen greifbar ist. Auch durch das Lesen verschiedener Bücher von Hahnemann und Rudolf Steiner wie auch durch Bücher über

den Zen-Buddhismus schien es mir möglich zu sein, dass man die materielle Welt durch die geistige Dimension beeinflussen kann. So eignete ich mir in dieser Zeit der einsamen Nächte Kenntnisse über diese fragwürdigen alternativen Geisteswissenschaften an. Sollte also die Schulmedizin einmal versagen, konnte ich diesen Trumpf aus dem Ärmel ziehen.

Während Martina langsam genas, versuchte ich so oft wie möglich bei ihr zu sein. Wir freuten uns über jeden Fortschritt, der zu erkennen war, und während einer Chefarzt-Visite sagte man zu mir:

»Das scheinbar Unmögliche ist eingetreten. Wir können es selber nicht ganz glauben, dass ihre Frau diese schwere Operation so gut überstanden hat. Wir hoffen, dass auch noch die zwei Metastasen durch Chemotherapien eingekapselt werden.«

Etwa in der Zeit zwischen der zweiten und dritten Chemotherapie hatte ich während eines Aufenthalts in der MHH (Medizinische Hochschule Hannover) mit einem jungen Assistenzarzt ein Gespräch betreffs der möglichen Krankheitsursache. Er sagte, dass jeder Krankheitsfall, der hier in der MHH behandelt werde, für die Ursachenforschung und Wissenschaft wichtig sei. Es werde nach Ursachen geforscht, um daraus Studien zu veröffentlichen, damit Krankheiten im Vorfeld vermieden werden können.

Auf meine Frage, ob er oder seine Kollegen schon die Ursache für Martinas Erkrankung erkannt hätten, meinte er, sie würden vermuten, dass sie während der Schwangerschaft ein Medikament auf Hormonbasis bekommen habe, welches die Geburtswehen zwei Monate vor der Entbindung unterdrücken sollte. Nach der Geburt sei es aber wichtig, dass dieses Medikament langsam abgesetzt wird. Darüber seien aber im Mutterpass keinerlei Vermerke zu finden. Daher gingen sie von der Vermutung aus, dass dieses Medikament sofort nach



der Entbindung komplett abgesetzt wurde. Das würde eine mögliche Erklärung dafür sein, dass die Nebennierenrinde gestört wurde. In der Folge hätten sich daraus der Tumor und dann die Metastasen gebildet.

Dieses Gespräch brannte sich tief in mein Gedächtnis ein und ich entwickelte immer mehr Rachegefühle gegen den Arzt, der unbeabsichtigt, aber leichtfertig diesen Fehler begangen hatte.

Der Schock

Wieder einmal waren wir auf dem Weg zur MHH nach Hannover. Martina hatte sich von der letzten Chemotherapie vor 10 Tagen kaum richtig erholt und die Blutwerte, die der Hausarzt durch das Labor ermitteln ließ, deuteten darauf hin, dass es eigentlich unmöglich sei, schon jetzt mit der Weiterbehandlung zu beginnen. Deswegen waren wir gespannt, was uns diesmal in der MHH erwarten würde.

Dort angekommen meldeten wir uns wieder auf der Station, ein Zimmer wurde uns angewiesen, alle Formalitäten erledigt – eine gewisse Routine nach so vielen Monaten der Behandlung. Inzwischen kannten wir das gesamte Pflegepersonal und auch die meisten Ärzte in der Onkologischen Abteilung. So hatte sich in den vergangenen Monaten ein fast freundschaftliches Verhältnis entwickelt.

Nach einer Zeit kam der behandelnde Arzt auf unser Zimmer, um sich mit uns über den weiteren Verlauf der Behandlung abzustimmen. Er meinte, er hätte die Unterlagen des Hausarztes schon durchgearbeitet und hielt eine erneute CT-Untersuchung für nötig, um abschätzen zu können, ob noch weitere Therapien sinnvoll seien.

Noch am selben Tag wurden auch Blutuntersuchungen durchgeführt. Einige Stunden später kam der Arzt wieder auf

das Zimmer. Wir spürten sofort, dass er einen bedrückten Eindruck machte. Schließlich sagte er, dass es gut sei, dass wir noch nicht nach Hause gefahren seien und er sich so mit uns beiden über alles Weitere unterhalten könnte.

Die Ergebnisse der CT-Untersuchung hätten ergeben, dass die letzten Chemotherapien nichts mehr bewirkt hätten. Der körperliche Zustand habe sich in den Wochen nach den Therapien sehr verschlechtert. Neue Metastasen wären in der Leber, an der Wirbelsäule und auch im Kopf zu erkennen. Weitere Chemotherapien seien sinnlos und als Ärzte der MHH müssten sie eingestehen, medizinisch keine Möglichkeiten mehr zu haben, um zu helfen. Er könne nur noch zwei Alternativen anbieten: Einmal, bis auf Weiteres in dieser Klinik zu bleiben, wobei man keine Behandlung anbieten könne, sondern nur Maßnahmen zur Schmerzlinderung ergreifen würde.

Die zweite Möglichkeit sei, in ein Krankenhaus in Nähe der Heimat zu gehen, wo diese Maßnahmen ebenso gut durchgeführt werden könnten. Er erinnerte uns daran, dass wir uns in einer Spezialklinik befänden und wenn man ein Bett freimache, könne man dadurch einem anderen Patienten vielleicht helfen. Er wolle uns noch eine halbe Stunde allein lassen, damit wir uns in Ruhe überlegen könnten, wofür wir uns entscheiden wollten.

Wir entschieden uns für die zweite Variante und fuhren noch am selben Tag zurück in die heimatnahe Klinik nach Bassum. Während der Fahrt malten wir uns aus, wie der Krankheitsverlauf sich entwickeln könnte. Einen bitteren Vorgeschmack hatte Martina schon vor einigen Wochen bekommen, als sie das erste Mal Schmerzmittel einnehmen musste. Sie meinte unterwegs:

»Wenn die Schmerzen größer werden, dann hilf mir, dass ich dann endlich sterben kann. Sorge bitte dafür, dass ich



nicht mehr aufwache. Vor dem Tod habe ich seit meiner Operation keine Angst mehr.«

Ihre realistische Einschätzung der Situation schockierte und beunruhigte mich sehr und ich fühlte, dass ich dieser Sache nicht mehr gewachsen war und den Boden unter den Füßen verlor.

Die Aufnahme ins Krankenhaus erfolgte noch am selben Tag. Wir waren offensichtlich von dem Arzt aus Hannover angemeldet worden, der bereits den zuständigen Arzt über den Stand der Krankheit informiert hatte. Wir besprachen alle Dinge und Eventualitäten, die uns in der nächsten Zeit bevorstanden. Dabei erwähnten wir auch den Wunsch, dass Martina gerne noch einige Tage, solange es möglich war, zu Hause bei den Kindern sein wollte.

Wie lange das sein konnte, wusste keiner von uns zu sagen. Aber ein Versuch war es alle Male wert und so wurde sie nach zwei Tagen aus der Klinik entlassen. Wir bekamen einen kleinen Vorrat an Schmerz-Medikamenten mit, der für Notfälle reichen sollte.

Es gab Tage und Nächte, die verliefen so ruhig und unauffällig, dass in uns die Hoffnung aufkeimte, alles könnte wieder gut werden. Aber dann kamen Tage, die extrem schlimm und grausam waren. Es tat mir sehr weh, hilflos danebenzustehen und nichts anderes tun zu können, als Schmerz-Medikamente weiterzugeben oder den Notarzt anzurufen. Auch die vermeintlichen Erkenntnisse, die ich durch die Esoterik bekommen hatte, halfen nicht.

Manchmal kam mir der Gedanke, ob es vielleicht doch einen Gott gäbe – den Gott der Bibel, einen Gott, der helfen kann. Aber wenn es ihn gab, warum half er dann einer Mutter nicht, die alles geben würde, um für ihre Kinder da zu sein? Ein solcher Gott schien mir nicht gerecht und verdiente nicht das Prädikat, ein »Gott der Liebe« zu sein.

Hass

In diesen Tagen fühlte ich mich oft überfordert. Während abends die Kinder schliefen und Martinas Schmerzen durch Medikamente unterdrückt waren, begann ich eine halbe Flasche Whisky mit Cola zu trinken, um einfach auf diese Weise der Welt der Sorgen und Probleme zu entfliehen. Oftmals sah ich mir auch Videofilme an, die viel mit brutaler Gewalt zu tun hatten. Dabei wurden meine Hassgefühle dem Arzt gegenüber – der damals scheinbar versagt hatte – so groß, dass ich schließlich beschloss, ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen.

Gerichtlich hätte ich keine Chance, sagte ich mir – kein Arzt würde mich dabei unterstützen. Für mich wurde immer mehr klar: Wenn ein Arzt solche Fehler aus Oberflächlichkeit oder Gleichgültigkeit begeht, sollte man verhindern, dass so etwas wieder passiert. Das viele Leid, das durch diese Oberflächlichkeit entstanden war, schien mir je länger je mehr eine Rechtfertigung, diesen Menschen zu bestrafen. Ja, nach einigen Tagen sah ich es als meine besondere Mission an, diesen Arzt zu erschießen.

Ich erinnerte mich an die Bundeswehrzeit zurück, an die Schießübungen, die mir damals den Sonderurlaub einbrachten, und an die Munition, die ich unerlaubterweise mitnahm. Nur die Waffe fehlte noch. Aber auch da gab es eine Möglichkeit, denn ich hatte Beziehungen zu einem Soldaten der Waffenmeisterei und konnte auf diesem Weg in den Besitz einer Waffe kommen. Natürlich konnte das nur illegal geschehen und die Aktion kostete mich auch 2.000 DM.

Während dieser Zeit verschlechterte sich das Krankheitsbild Martinas immer mehr und gleichzeitig wuchsen meine Hilflosigkeit und meine Wut. Tagsüber ging ich zur Arbeit, um für einige Stunden Ablenkung zu bekommen.



Ein lieber Mitarbeiter von mir litt innerlich sehr mit und versuchte mich irgendwie zu motivieren und mir zu helfen. Er meinte, ein Onkel von ihm sei auch an Krebs erkrankt und fände in der Bibel Tag für Tag Trost und Kraft, sein Leid zu ertragen. Ich erwiderte ihm, dass ich mit Gott fertig sei und an einen solch grausamen Gott nicht glauben könne.

Die Rachegefühle in mir verstärkten sich und gewannen immer mehr Raum. Manchmal war es so, als würde eine innere Stimme mir zurufen:

»Du Feigling, du kannst so gut schießen – aber das Schwein, das deine Familie zerstört, lebt noch!«

An einem Samstag meldete sich Besuch an. Ein junges Ehepaar aus Martinas Verwandtschaft hatte Kontakt zu uns aufgenommen und sich immer wieder nach dem Zustand Martinas erkundigt. Jetzt sagte die Frau zu mir: »Mach dir wegen Martina keine Sorgen. Wir wissen, dass sie bald stirbt. Sei nicht traurig deswegen. Wir werden nach ihrem Tod kommen und ihren Geist zurückholen, wir haben die Macht dazu. Sie wird dann immer in deiner Nähe sein. Ganz bestimmt!«

Ihre Worte verunsicherten mich. Dass Martina bald sterben würde, war mir schon klar, aber die Vorstellung, ihren Geist zurückzuholen, erweckte sowohl Misstrauen als auch Hoffnung in mir. Später erfuhr ich, dass die Frau ein Medium war. Sie hatte im Urlaub auf einem Bauernhof an okkulten Sitzungen teilgenommen, wodurch sie Neugierde entwickelte, um tiefer in die Materie einzudringen, und wurde schließlich als Medium eingesetzt, um Totengeister zu beschwören.

Der Plan

Mein G3-Sturmgewehr war in Einzelteile von maximal 70 cm Länge zerlegbar. So passte es gut in eine Adidas-Tasche. Das Zerlegen und Zusammenbauen wurde bei der Bundeswehr

sehr oft trainiert. Am Tatort schnell zusammengebaut, war es die perfekte Waffe – mit guter Durchschlagskraft und Treffsicherheit. So blieb schließlich nur noch die Frage offen, wo und an welchem Tag ich den Plan in die Tat umsetzen wollte. Ich war mir sicher, dass ich als guter Schütze mein Ziel nicht verfehlen würde. Sollte es aber aus irgendeinem Grund nicht klappen, wollte ich mich selbst erschießen. Der Hass hatte mich mittlerweile voll im Griff und machte mich blind für alle möglichen und traurigen Folgen.

Dieser Hass auf den Arzt, den ich anklagte, durch seine Nachlässigkeit diese furchtbare Krankheit ausgelöst zu haben, beschäftigte so sehr meine Fantasie, dass ich einen exakten Plan entwarf, um diesen Mann zu töten. Ich wusste, in welchem Krankenhaus er arbeitete, besorgte mir auf Umwegen seinen Dienstplan und erfuhr so, dass er abends zwischen 19:30 Uhr und 20:00 Uhr nach Hause fuhr.

Das große Krankenhausgelände und die vielen Parkmöglichkeiten für Besucher und Ärzte waren kein gutes Gelände für meinen Plan. Auch die Rückzugsmöglichkeiten waren dort sehr ungünstig, es gab nur einen Zufahrtsweg und einen Abfahrtsweg sowie einen Fußweg und einen Radweg. Am Tag ungesehen zu entkommen, war fast unmöglich. Also schied diese Variante aus.

Bei nächster Gelegenheit machte ich die Wohn-Adresse des Arztes ausfindig. Noch am selben Tag schaute ich mir sein Haus und die Umgebung an. Er wohnte in einem Einfamilienhaus am Ortsrand, an einer Hauptdurchgangsstraße, wo alle paar Sekunden ein Fahrzeug vorbeifuhr. Rechts neben dem Grundstück war ein kleiner Bach oder Wassergraben sowie ein Grünstreifen von 30 Metern Breite. Hier standen auch einige Bäume sowie dichtes Gebüsch – und das sah Erfolg versprechend aus, zumal in der Nähe ein Fuß- und Radweg